Historischer Kalender Lebach 2014

Geologische und archäologische Funde im Raum Lebach

Fotos: Sammlung Egon Gross - Museum für Vor- und Frühgeschichte .Saarbrücken, Landesdenkmalamt des Saarlandes

Oben: Lebacher Ei, Fundort Rümmelbach - Schnabelkrug, Fundort Opferteich Lebach
Unten: Briefmarke DDR, „Lebachia speciosa“- Bilderfries, Fundort Villa Weinheck

Herausgegeben vom Historischen Verein Lebach

Autoren
Klaus Altmeyer, Klaus Feld, Eric Glansdorp,
Egon Gross, Josef Heinrich, Benno Müller
Thomas Rückher, Susanne Leidinger, Albert Wagner
Layout + Fotobearbeitung: Richard Wagner

Druck: Archäologiebüro Glansdorp

Liebe Leserinnen und Leser,

vor 20 Jahren erschien der Historische Kalender für Lebach zum ersten Mal. Insgesamt 240 Beiträge beleuchten also bis heute kaleidoskopartig unsere Ortsgeschichte.
Mit dem diesjährigen Kalender verlassen wir die sonst üblichen Zeitdimensionen und blicken mal eben 300 Millionen Jahre zurück.
Die Autoren nehmen uns diesmal mit auf eine Zeitreise, die beginnt, als unsere Heimat noch auf der Höhe des Äquators lag. Sie schildern uns die Entstehung der „Lebacher Eier“ und ihre spätere Vermarktung, sie begleiten uns in die Welt der versteinerten Hölzer, sie erklären uns die Gesteinsformationen auf Höchsten und berichten, was spektakuläre Fossilienfunde mit Polizeiermittlungen zu tun hatten.
Unserer heutigen Geschichte ein gutes Stück näher ist die Zeit der Kelten und Römer. Im letzten Jahrhundert wurden an vielen Stellen im Stadtgebiet bemerkenswerte Funde gemacht. Alle zusammen zeugen von einem umfangreichen gallo-römischen Siedlungsbereich.

Gehen Sie mit auf eine archäologische Entdeckungstour durch Lebach!

Viel Freude am neuen Historischen Kalender und alles Gute für das das Jahr 2014 wünscht Ihnen im Namen der Autoren und des Vorstandes unseres Historischen Vereins, Herr Richard Wagner.

Susanne Leidinger

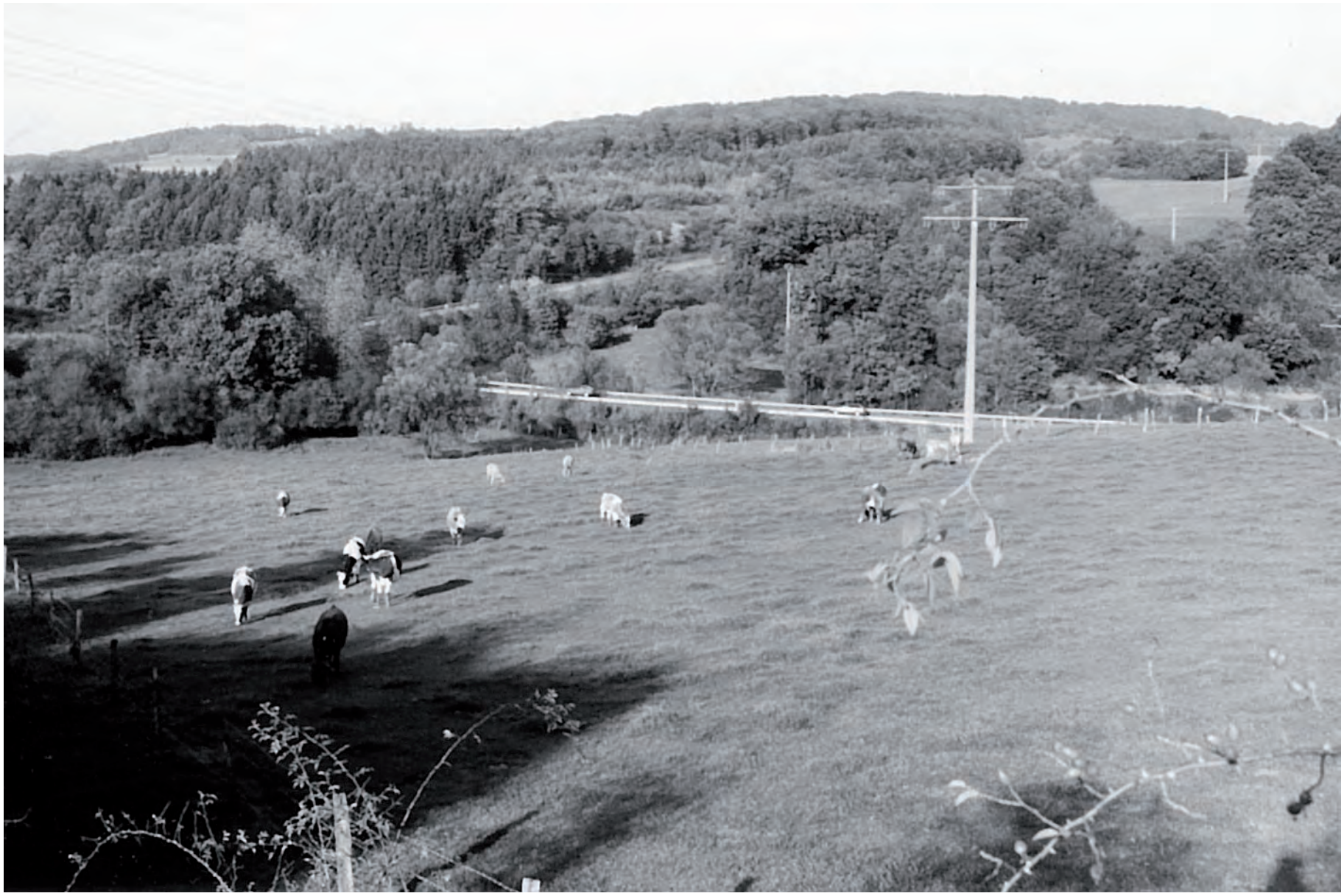


Foto: Egon Gross

Pfaffenbescher Schotten

Ort der Erzgruben zwischen Rümmelbach und Gresaubach

Januar 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
		01 Neujahr	02	03	04	05	1
06 Hl. Drei Könige	07	08	09	10	11	12	2
13	14	15	16	17	18	19	3
20	21	22	23	24	25	26	4
27	28	29	30	31			5

Lebacher Erzgruben

Bei Tanneck, zwischen Rümmelbach und Gresaubach und in Richtung Steinbach (Greinhof) fallen eigenartige, mit Sicherheit nicht natürlich gewachsene Geländeformen auf: künstlich geschaffene, bisweilen terrassenförmige („Schütten", „Schotten") – die Abraumhalden der Lebacher Erzgruben.
Die landschaftlichen Gegebenheiten zeugen bis heute von den umfangreichen Arbeiten der Erzgräber; schriftliche Dokumente aus dem 18. und 19. Jh. berichten über die Bedeutung des Lebacher Erzes für die industrielle Entwicklung; in der örtlichen Erinnerung aber scheint diese Phase unserer Geschichte fast vergessen.
Der Beginn der Abbautätigkeit auf den Lebacher Erzfeldern dürfte in das 17., vielleicht schon in das 16. Jh. zu datieren sein.
Um 1710 wurde die Bettinger Schmelze als Nebenwerk der Dillinger Hütte gegründet. Die örtliche Nähe machte sie zum Hauptabnehmer der Lebacher Erze. Die Transportkosten waren gering und die zu Tage liegenden Erze „Lebacher Eier" konnten ohne teure bergbauliche Maßnahmen im Tagebau gegraben werden. Wie weit die einheimischen Bauern als Erzgräber und Fuhrleute sich ein willkommenes Zubrot verdienen konnten ist umstritten, da ihr Einsatz ja höchstens in saisonaler Nebenerwerbstätigkeit bestehen konnte. Je mehr die Eisengewinnung in den Hüttenanlagen wuchs, umso mehr waren diese auf garantierte kontinuierliche Anlieferung der Erze angewiesen. Daher hat die Bettinger Schmelze eigene Arbeiter zum Erzgraben abkommandiert und schließlich wurden die Erzgräber ein eigener Berufsstand. (Übrigens ist in den Lebacher Familienbüchern von Gerhard Storb nur eine einzige Person mit der Berufsbezeichnung „Erzgräber" verzeichnet: Johann Quinten, Greinhof). In die Konzessionsverträge zur Zeit der Vierherrschaft wurde öfters die Bedingung aufgenommen, dass bei der Vergabe der Transportverträge die örtlichen Bewerber bevorzugt zu berücksichtigen seien. Aber auch in diesem Punkt führten die betrieblichen Anforderung der Hütten dazu, dass feste Liefer- und Frachtverträge angestrebt wurden, was regelrechte „Transportunternehmen" entstehen ließ, die die nur saisonal einsatzbereiten Bauern aus dem Geschäft drängten.
Das „Bergregal" (Verfügung über Bodenschätze) gehörte zu den Hoheitsrechten der Landesherren. Zur Zeit der Vierherrschaft waren es daher die „Vier Herren" Kurtrier, Lothringen, von Hagen und Kloster Fraulautern, die Konzessionen für den Abbau der Eisenerzes vergaben und dafür das sogenannte Erzgeld kassierten. Dieses Erzgeld erbrachte Zeitweise mehr als die Hälfte aller Einnahmen der Vierherrschaft. Für 1767 listet das Gerichtsprotokoll sogar 226 Taler Erzgeld auf bei Gesamteinnahmen der Vierherrschaft von 259 Talern.
Der konkrete Abbau der Erze verlief im 18. Jh. oft nicht gemäß den Rechtsverträgen. So gab es immer wieder Grenzstreitigkeiten auf dem Rümmelbacher und Gresaubacher Bann. Vor dem Hochgericht in Lebach wurde wiederholt gegen Übergriffe der Gresaubacher lothringischer Seite auf das Gebiet der Vierherrschaft geklagt. Regelmäßig wurden die Gresaubacher auf Schadenersatz und künftige Unterlassung der Übergriffe verurteilt. Doch besaß die Vierherrschaft keine Machtmittel, diese Urteile auch durchzusetzen. Die Grenzstreitigkeiten und Übergriffe waren nicht zu verhindern. Aber auch gegenüber den Konzessionsnehmern waren die „Vier Herren" kaum in der Lage, die Einhaltung der vereinbarten Bedingungen durchzusetzen. Für die Jahre 1741, 1750 und 1757 sind Klagen vor dem vierherrschaftlichen Hochgericht, wegen widerrechtlichem Erzgraben, belegt.
Als 1768 der Pachtvertrag von 1762 mit der Geislauterner Hütte auslief, wurde in der Neuausschreibung eine Reihe von Bedingungen aufgeführt, an die sich der künftige Konzessionsnehmer halten sollte. So sollten künftig eröffnete Gruben vollständig ausgegraben werden, bevor an anderer Stelle neu zu graben begonnen wurde. Die erschöpften Gruben sollten wieder mit Abraum und Erde verfüllt werden. Den Eigentümern sind die entstehenden Schäden zu vergüten. Die Auflagen, durch die diese Übelstände behoben werden sollten, stießen bei der Interessenlage der Konzessionsnehmer, wie der Erzgräber nicht auf Gegenliebe. Sie zahlten das Erzgeld an die Vierherrschaft, und nun war ihr Interesse mit möglichst geringen Kosten viel Erz zu gewinnen. Das Verfüllen der erschöpften Gruben erhöhte die Arbeitskosten beträchtlich ebenso die Auflage, dass begonnene Gruben vollständig ausgegraben werden mussten. Das Ausgraben flacher Mulden erforderte weniger Arbeitsaufwand und war damit wesentlich billiger, als das Ausgraben der letzten Erzknolle in der Tiefe, was mitunter sogar das Abstützen der Grubenwände erforderte. Die Erzgräber wurden nach der Menge des von ihnen gegrabenen Erzes bezahlt. Das Einhalten der 1768 aufgestellten Bedingungen erschwerte ihre Arbeit beträchtlich und minderte damit ihren Arbeitslohn. Da die neuen Vertragsbedingungen den Interessen sowohl der Konzessionäre als auch der Erzgräber zuwiderliefen, ist es nicht verwunderlich, dass sie nur widerwillig und mangelhaft eingehalten wurden. Schon 1773 klagte die Gemeinde Rümmelbach gegen die Konzessionäre wegen Nichteinhaltung der Auflagen. 1777 mussten sie mit den gleichen Klagen wieder vor das Hochgericht ziehen. 1780 klagte Rümmelbach, auf ihrem Bann seien ca. 124 Morgen Ackerland umgewühlt worden. Zwar sahen die Verträge vor, dass den geschädigten Bauern Schadensersatz zu leisten sei. Die Höhe des Schadensersatzes sollte zwischen den Konzessionären und den einzelnen Bauern, je nach Güte des betroffenen Ackerlandes, ausgehandelt werden. Konnte keine Einigkeit erzielt werden, sollte ein neutraler Sachverständiger entscheiden. Man kann sich denken, dass dieses Verfahren die Bauern nicht in eine starke Verhandlungsposition brachte, zumal sie das Grabungsrecht der Konzessionäre grundsätzlich nicht bestreiten konnten.
Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verarbeiteten fast alle umliegenden Eisenwerke Erz aus den Lebacher Erzgruben.
Die Bedeutung der Lebacher Erze erhellt sich auch aus der Tatsache, dass die Grafschaften Blieskastel und Nassau-Saarbrücken vier Jahre von 1783 – 1787 einen regelrechten Zollkrieg wegen des Transports Lebacher Erze zur St. Ingberter Hütte führten, der schließlich vom Kaiser in Wien entschieden werden musste.
Vernünftiger verhielten sich Frankreich und Pfalz-Zweibrücken, als 1786 durch Landtausch das Oberamt Schaumberg (und damit die Gresaubacher Erzfelder und die Bettinger Schmelze) unter pfälzische Oberherrschaft kam: Vertraglich vereinbarte man Zollfreiheit für den Transport von Erz und Eisen von Gresaubach und Schmelz zu den lothringischen Hütten (ein erster Montanvertrag).
Zu Beginn de 19. Jahrhunderts blieb das Lebacher Erz wichtigstes Ausgangsmaterial für die heimische Eisenindustrie. 1818 stellten die fünf wichtigsten einheimischen Hütten Konzessionsanträge. Unter preußischer Verwaltung galten nun strengere Konzessionsbedingungen als bisher. Die Bewerber schlossen sich zur „Gewerkschaft Lebacher Erzgruben" zusammen. Das königliche Bergamt genehmigte 1825 die „Conzession auf Eisenstein Bergbau zu Lebach".
Bis zur Mitte des 19. Jh. stieg die Fördermenge stetig an, um dann rapide abzusinken. Der regellose Abbau der vergangenen Jahrhunderte hatte zerwühlte Erzfelder hinterlassen, was nun einen rationellen und preiswerten Abbau erschwerte. Neue technische Verhütungsverfahren und moderne Transportwege führten dazu, dass die Lebacher Erzgruben sich gegen die ausländische Konkurrenz nicht mehr behaupten konnten. 1860 löste sich die Gewerkschaft der „Lebacher Erzkonzession" auf. 1869 wurden die letzten Erzbergwerke geschlossen.
Bergrechtlich wurde das „Lebacher Eisenerzbergwerk" am 5.3.1960 „gelöscht und geschlossen".

Josef Heinrich

Quelle: Ilse Winter-Emden, Geschichte der Lebacher Erzgruben, 1995, Volkshochschule Lebach

Foto: Landesdenkmalamt des Saarlandes

Fischfossilien

1.wissenschaftliche Grabung des Saarlandes 1992 in Rümmelbach
Bernd Graumann und Alban Lenhof beim Spalten einer Schieferplatte

Februar 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
					01	02	5
03	04	05	06	07	08	09	6
10	11	12	13	14 Valentinstag	15	16	7
17	18	19	20	21	22	23	8
24	25	26	27	28			9

Wissenschaftliche Grabung nach Fossilien im Bieseltwald in Rümmelbach

Die erste wissenschaftliche Grabung nach Fossilien im Saarland wurde im Jahr 1992 in der Stadt Lebach durchgeführt und zwar im Bieseltwald im Stadtteil Rümmelbach. Sie wurde durch folgende Vorgeschichte veranlasst:

An einem Montagabend im Juni 1992 gingen Gerd Naudorf und Alban Lenhof, zwei Gresaubacher Mineraliensammler, nach Rümmelbach in den Bieseltwald, um „Lebacher Eier" zu suchen. In diesem Gebiet befanden sich die alten Tagebaue, in denen im 18. und 19. Jahrhundert die saarländischen Eisenhütten ihre Konzessionen zum Abbau der Lebacher Eisenerze hatten. Hierbei entdeckten sie frisch angelegte Schürfgräben und entsprechende Werkzeuge. Es wurde ihnen sofort klar, dass es sich hier um Raubgrabungen handeln musste. Die beiden Mineraliensammler behielten die gefundenen Werkzeuge ein und meldeten den Fund an die zuständige Denkmalfachbehörde, das staatliche Konservatoramt in Saarbrücken.

Die Polizeiermittlungen ergaben, dass ein kommerzieller Fossilienhändler aus der Pfalz mit einigen angeheuerten Arbeitern nach den Fossilien in den Sedimenten des Unterrotliegenden suchen ließ. Der Fossilienhändler erfuhr die genaue Grabungsstelle von Studenten, die mit ihrem Geologieprofessor an einer Exkursion zu die Rümmelbacher Erzgruben teilgenommen hatten. Der Fossilienhändler wurde später vom Lebacher Amtsgericht wegen Raubgrabung zu einigen Monaten Haft auf Bewährung verurteilt.

Da im Saarland ebenso wie in Rheinland-Pfalz Fossilien als erdgeschichtliches Kulturgut unter das Denkmalschutzgesetz fallen, musste für eine offizielle Grabung die Zustimmung des Landeskonservatoramtes vorliegen. Außerdem war das Einverständnis der Stadt Lebach (sie ist Eigentümerin dieses Gebietes), des Forstamtes Saarlouis sowie der Unteren und Oberen Naturschutzbehörde erforderlich.

Die Finanzierung für die beabsichtigte Grabung übernahm die Saarbergwerke AG. Von der Abteilung Ausbildung, Arbeits- und Umweltschutz der Saarbergwerke AG wurde das erforderliche Gerät und auch Personal bereitgestellt. Für die Grabungsleitung war Dr. Rudolf Becker, Leiter des Geologischen Museums der Saarbergwerke zuständig. Dr. Becker sicherte sich die Unterstützung der Geologen des Pfalzmuseums für Naturkunde in Bad Dürkheim unter der Leitung von Dr. Dieter Schweiss zu, die bereits Ausgrabungserfahrungen im Nordpfälzischen Bergland in den gleichen Sedimentschichten des Unterrotliegenden wie in Rümmelbach hatten.

An der Rümmelbacher Fundstelle wurden zunächst mit Bagger und Radlader mehrere Meter Deckgebirge entfernt und danach die fossilführenden Schichten auf einer Fläche von ca. 120 qm mit Schaufel, Hammer, Meißel und Spachtel Schicht für Schicht sorgfältig abgetragen. Das Grabungsergebnis übertraf mit mehr als 400 Einzelfunden alle Erwartungen. Zutage kamen im wesentlichen Schmelzschuppen-Fische, Flossenstachler, Süßwasserhaie und Amphibien (Lurche). Es handelt sich bei ihnen um die typischen Bewohner der Rotliegendseen, die vor 270 Millionen Jahren weite Bereiche des saarpfälzischen Raumes bedeckten. In den Sedimenten dieser Seen entstanden auch die „Lebacher Eier", eisenreiche Geoden, die bis Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem im Raum Lebach als wichtige Erzquelle der heimischen Hütten abgebaut wurden. Ihr reicher Fossilinhalt hat schon früh Kenntnisse über die Fauna und Flora der Rotliegendzeit geliefert und den Raum Lebach weit über die Grenzen des Saarlandes hinaus als klassische Fossilienfundstätte bekannt gemacht.

Dieser sogenannte Rümmelbach-Humbert-See, ein Süßwassersee, erstreckte sich in der Permzeit vor 270 Millionen Jahren von Lebach bis Bad Kreuznach und in den Pfälzischen Raum bis Landau mit einer Fläche von ca. 3400 Quadratkilometer. Darin lebten die Schmelzschuppen-Fische, Flossenstachler, Süßwasserhaie und Amphibien, die das Aussehen kleiner Krokodile hatten. Sie wurden nach dem Absinken auf den Seeboden von ständig zugeführten Schlamm-Massen bedeckt und durch Sauerstoff-Abschluss vor weiterer Verwesung geschützt. So wurde im Laufe von Millionen Jahren der Schlamm allmählich zu festem Tongestein und die eingeschlossenen Tier- und Pflanzenreste versteinerten zu Fossilien.

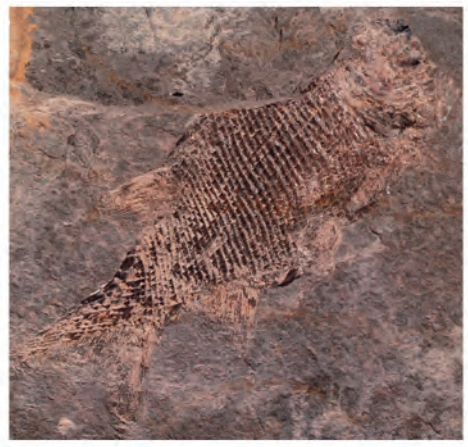
Durch die Grabung bei Rümmelbach konnten einmalige Zeugnisse der saarländischen Erdgeschichte für Öffentlichkeit und Wissenschaft gewonnen werden. Gleichzeitig hat die Grabung wesentliche Erkenntnisse über die Paläogeographie des Rotliegenden im Saar-Nahe-Raum gebracht.

Eigentümer der geborgenen Fossilien ist das Saarland. Ausgestellt werden Teile der Fossilien dieser Grabung im Museum „ Geologie der Region" im Landesamt für Umwelt- und Arbeitsschutz - Zentrum für Biodokumentation in Landsweiler-Reden, am Bergwerk 10 und im Geoskop Umweltmuseum der Burg Lichtenberg in Thallichtenberg bei Kusel, wo das Pfalzmuseum für Naturkunde in Bad Dürkheim eine Außenstelle unterhält.

Egon Gross

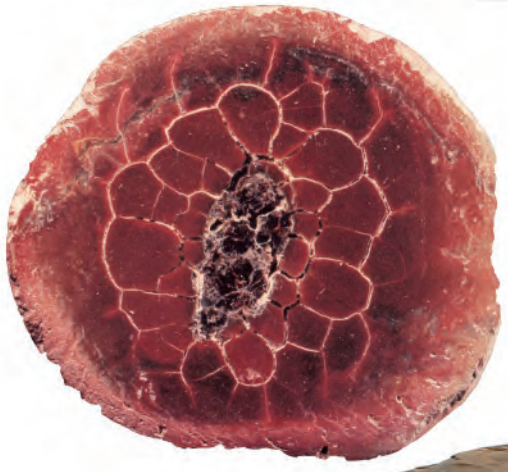
Quellen: Bei Lebach tummeln sich Süßwasserhaie und Flossenstachler von Dr. Rudolf Becker.
Sensationeller Fossilienfund in Gresaubach in Saarbrücker Zeitung vom 31.03.1993.
Bericht von Herrn Alban Lenhof, Gresaubach.

1



2

3



4

5

Fotos: Sammlung Egon Gross

Lebacher Eier aus der Sammlung Egon Gross

1. Calypterus conferta - Farnfossil 2. Amblypterus - Fischfossil 3. Halb geöffnetes Ei 4. Koprolith - Koteinschluss 5. Lebacher Eier ungeöffnet

März 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
					01	02	9
03 Rosenmontag	04	05	06	07	08	09	10
10	11	12	13	14	15	16	11
17	18	19	20	21	22	23	12
24	25	26	27	28	29	30	13
31							14

„ Lebacher Eier“: Entstehung – Gewinnung – Nutzung

Für eine Beschreibung der Entstehung der „Lebacher Eier“ muss man weit in den Verlauf der Erdgeschichte zurückblicken.
Die endgültige Eroberung der Landmassen durch Pflanzen und Tiere vollzog sich in der Karbonzeit vor 360 - 286 Millionen Jahren. Auf allen Kontinentalmassen in Äquatornähe entstanden riesige Sumpfwälder mit einer üppigen Vegetation. Nadelbäume, Blütenpflanzen oder Vögel gab es darin noch nicht. In den Sumpfwäldern und Mooren bildeten sich riesige Mengen an Torfmassen, die im weiteren Verlauf der Erdgeschichte durch Druck und Temperatur zu Steinkohlen umgebildet wurden.
In dem Erdzeitalter des Karbons lag unsere saarpfälzische Region in Höhe des Äquators und alle fünf Erdteile/Kontinente bildeten noch eine fast zusammenhängende, gewaltige Landmasse (Gondwana). Im Laufe von Jahrmillionen triftete unsere saarpfälzische Region durch Erdteilbildung und Verschiebung immer weiter nach Norden und befand sich in der Permzeit vor 286 – 250 Millionen Jahren bereits nördlich des Äquators in einem mehr warm-trockenen Klima.
In dieser Zeit entstand der so genannte „Rümmelbach – Humberg – See“, ein Gewässer von der dreifachen Größe des Bodensees. Dieser See erstreckte sich von Lebach bis nach Bad Kreuznach mit einer Fläche von etwa 3.400 qkm. In diesem See bildeten sich auf den ehemaligen Seeboden-Ablagerungen die Toneisensteingeoden. Man bezeichnet sie auch als Sphärosiderite, Sideritgeoden, Toneisensteine, Septarien, Konkretionen oder „Lebacher Eier“ und „Lebacher Knollen“. Sie bildeten sich durch Fäulnisprozesse von organischen Substanzen auf den Seeboden-Ablagerungen. Wenn tote Organismen wie Fische, Wirbeltiere oder Amphibien und deren Kotausscheidungen (Koprolithen genannt) sowie Holzstücke oder Nadelholzzweige und Farne auf den sauerstoffarmen tiefen Seeboden absanken, entwickelten sich daraus Fäulnisprozesse, die wiederum Eisenhumatsalze aus dem Seebodenschlamm anzogen und sich kugelförmig um den Fäulnisprozess anlagerten. Je größer dieser organische Fäulnisprozess war, desto größer wurde diese kugelförmige Eisenhumatansammlung. Im weiteren Verlauf von Jahrtausenden wurden immer mehr Sedimente in den See eingespült, und es bildeten sich dunkle Schieferschichten von großer Mächtigkeit. Durch den Druck dieser wachsenden Schieferschichten kamen diese kugelförmigen Fäulnisprozesse mit den Eisenhumatanlagerungen in immer tiefere Schichten und wurden diskusförmig zusammengedrückt.
Im Raum Lebach – Gresaubach – Greinhof, wo der Rümmelbach-Humberg-See am tiefsten war, haben diese Schieferschichten ihre größte Mächtigkeit entwickelt. Berechnungen haben ergeben, dass die ursprüngliche Dicke der Schlammablagerungen fast 150 m betragen haben muss. Durch Verfestigung zu Tonstein ist daraus eine etwa 30 m mächtige Gesteinsabfolge entstanden. Hierin findet man die Geodenlagen der „Lebacher Eier“ mit Toneisensteingeoden von ca. 2 bis 40 cm Länge und 1 bis 15 cm Dicke mit einem Eisengehalt von 20 bis 25 %.
Wegen ihres hohen Eisengehaltes wurden diese Geodenlager bis um 1860 im bergmännischen Tagebau abgegraben. Spuren dieses ehemaligen Bergbaues sieht man heute noch auf den hügeligen und spärlich bewachsenen Geröllfeldern der so genannten Dörrenbacher-, Pfaffenbescher-, und Albersbacher Schotten oder Schütten, die links und rechts der Landstraße zwischen Rümmelbach und Gresaubach liegen.
Die Tagebaue der Erzgrubenfelder lagen zwischen Lebach - Tanneck – Niedersaubach – Rümmelbach – Gresaubach – Greinhof – Steinbach – Thalexweiler und Aschbach. Die flachlinsigen bis diskusförmigen Sideritgeoden wurden schon zur Zeit des Bergbaues als so genannte „Lebacher Eier“ oder auch „Lebacher Knollen“ weltweit berühmt, denn sie enthielten Einschlüsse von gut erhaltenen Fossilien. Fossilien sind überlieferte Reste von Lebensformen oder deren Spuren. „Lebacher Eier“ mit tierischen und pflanzlichen Einschlüssen befinden sich heute in den geologischen Sammlungen vieler großen Museen in der Welt. In den „Lebacher Eiern“ wurden erstmals Abdrücke von Nadelgehölzen gefunden: „Lebachia speciosa“ und „Lebachia pininformis“. Diese wissenschaftlichen Fachbegriffe sind in der Geologie weltweit gebräuchlich. Die Post der ehemaligen DDR hat 1973 in einer Fossilienausgabe eine 10 Pfennig Briefmarke mit dem Bild eines Nadelholzabdruckes in einem „Lebacher Ei“ herausgebracht mit der Beschriftung: „Lebachia speciosa – Sammlung des Naturkundemuseums Berlin.“
Die Fischfauna der Permzeit mit mehreren Fischarten sowie Amphibien verschiedener Gattungen, auch Lebensspuren vieler Tiergruppen mitsamt ihren Stoffwechselspuren als Koproliten (Kotausscheidungen) sind als Fossilien in den „Lebacher Eiern“ zu finden. Aus Größe und Form der Koproliten kann man recht genau ableiten, welche Faunenelemente einst den See besiedelten.
Die „Lebacher Eier“ waren fast drei Jahrhunderte lang als Eisenerze von den saarländischen und benachbarten Eisenhüttenwerken bis in die sechziger Jahre des 19.Jahrhunderts sehr begehrt. Das daraus gewonnene Eisen zeichnete sich durch große Weichheit und Dehnbarkeit aus und ließ sich hervorragend weiterverarbeiten. Es eignete sich auch besonders zur Herstellung von Takenplatten, da es schwefelarm war und glatte Oberflächen gewährleistete.

Egon Gross

Literatur: Ilse Winter-Emden: „Geschichte der Lebacher Erzgruben und ihre Bedeutung für die Region.“ Hrsg: Karl Kuhn, VHS Lebach
Dieter Schweiss: „Der Permzeit auf der Spur. Das saarpfälzische Rotliegend-Zeitalter.“ Hrsg. Karl Kuhn, VHS Lebach

Foto: R.ichard Wagner

Versteinerte Hölzer aus der Sammlung Egon Gross

April 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
	01	02	03	04	05	06	14
07	08	09	10	11	12	13	15
14	15	16	17	18 Karfreitag	19	20	16
21 Ostermontag	22	23	24	25	26	27	17
28	29	30					18

Wenn Baumstämme zu buntem Stein werden.

In dem Übergangs-Zeitalter von der Karbon- zur Permzeit vor ca. 290 Millionen Jahren lag unsere saarpfälzische Region in Äquatornähe. Hier wuchsen tropische Wälder mit riesigen bis zu 30 Meter hohen Bäumen in einer Gegend mit vielen aktiven Vulkanen. Der Schlüsselprozess zur Entstehung von versteinerten Hölzern waren gigantische Vulkaneruptionen. Das ausgestoßene Magma kam mit großen Mengen Grund- und Oberflächenwasser in Berührung. Ein heißes Gas-Asche-Gemisch wälzte sich wie eine Lawine über die Erdoberfläche. Es entlaubte die Bäume, riss Äste ab und die Walze knickte die Bäume wie Streichhölzer um. Ein feuchter Ascheregen ging darüber und zementierte alles in eine erstarrte Masse. Ohne jeglichen Kontakt mit dem Sauerstoff der Luft wurden Bestandteile im Holz (z. B. Lignin) im Laufe der Zeit herausgelöst und durch Mineralien ersetzt, die aus der umgebenden Erde stammten. Das konnten Kalkspat, Eisensulfide oder Kieselsäure sein. Mit den Mineralien entstand schließlich Quarz. Die Kieselsäure war das entscheidende Mittel zur Konservierung. Dabei durchtränkte die Kieselsäure in Form einer echten Lösung langsam das Holzgewebe vollständig. Durch Polykondensation konnte das Kieselgel in feinst kristallinen Quarz mit all seinen farblichen Viarietäten sowie auch in Opal übergehen. Die teils sehr bunte Färbung der versteinerten Hölzer rührt von den unterschiedlichen Elementen aus der Vulkanasche her, wobei vor allem Eisen- und Manganoxide eine bedeutende Rolle spielten. Manche Hölzer zeigen sogar reichlich Hämatiteinschlüsse.

Versteinerte Hölzer sind eindrucksvolle Kunstwerke der Natur, die man auf allen Kontinenten findet. Die schier unermessliche Farben- und Formenvielfalt ist das Ergebnis von Prozessen, die Millionen von Jahren dauern. Die versteinerten Hölzer von Lebach unterscheiden sich von den im übrigen Saarland gefundenen Hölzern durch ihre Farbenpracht von schwarz- marmorierter über braune, violette, gelbe und rötliche Farbgebung.

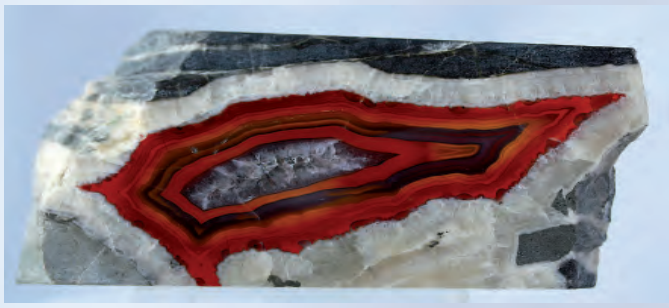
Die ergiebigsten Fundstellen auf dem Lebacher Bann liegen auf dem Gewann „Auf dem Hof“, „ Auf der Röth“, „Auf dem Mühlenborn“, im Saubachtal vom Hofgut Ehl bis zu Shell Tankstelle und am südöstlichen Rand des Bolzenberges sowie auf dem Dörsdorfer- und Steinbacher-Bann und im unteren Talbereich des Steinbaches.

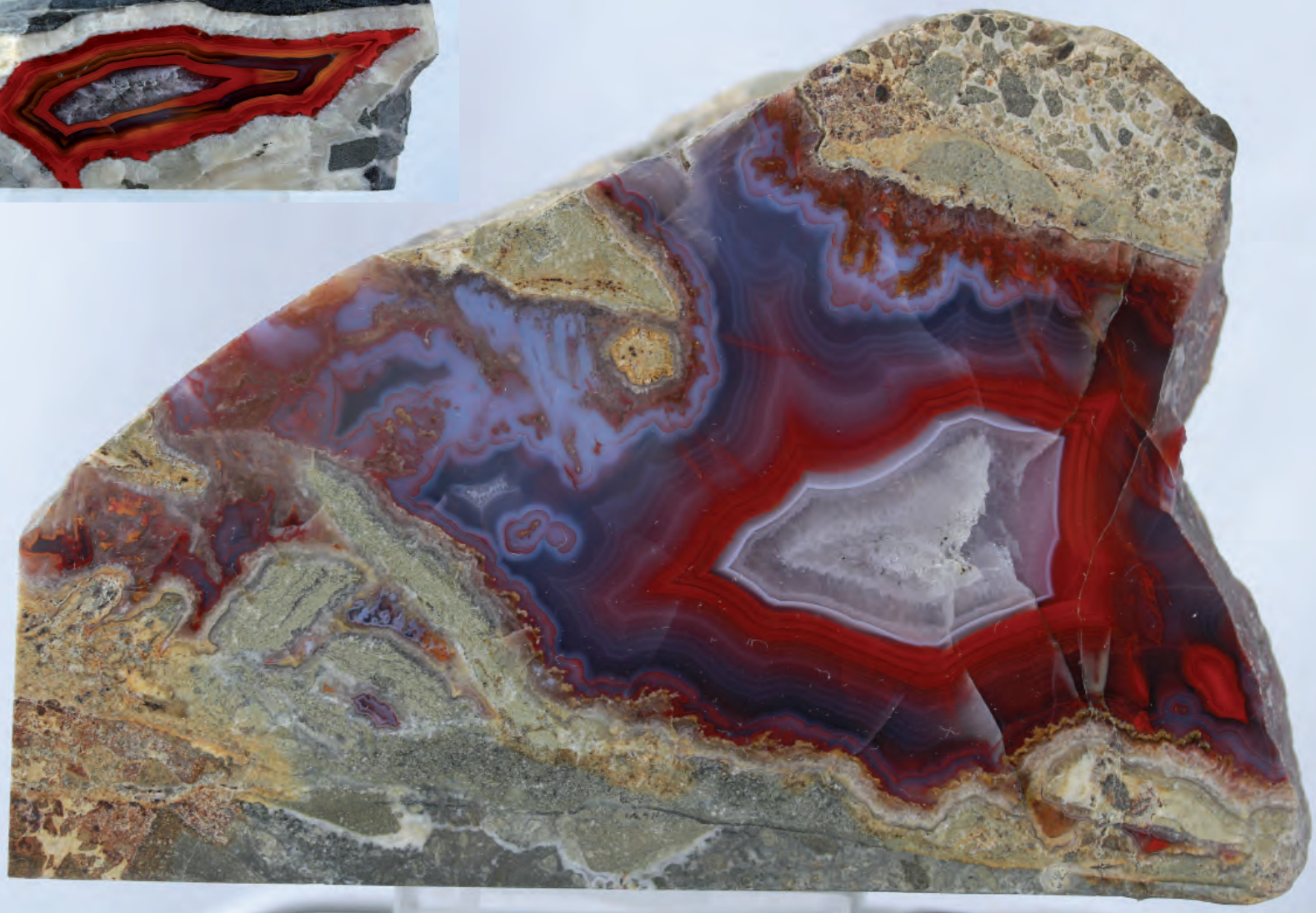
Egon Gross

Quellen: Ulrich Dernbachs „Araucaria“ D`ORO-Verlag 1992
FAZ vom 30.08.2008 „Unterm Pflaster der Wald“. Reader‘s Digest „Der Achat“ 2012

Im Lebacher Wasserwerk hat Egon Gross Teile seiner Sammlungen „Versteinerte Hölzer“ und „Lebacher Eier“ ausgestellt. Nach Rücksprache mit Herrn Graf vom Wasserwerk kann die Ausstellung besichtigt werden.

Ausstellungsvitrine im Wasserwerk
Foto: Richard Wagner





Fotos Helmut Zenner

Achate aus dem Andesit-Steinbruch bei Höchsten

Mai 2014

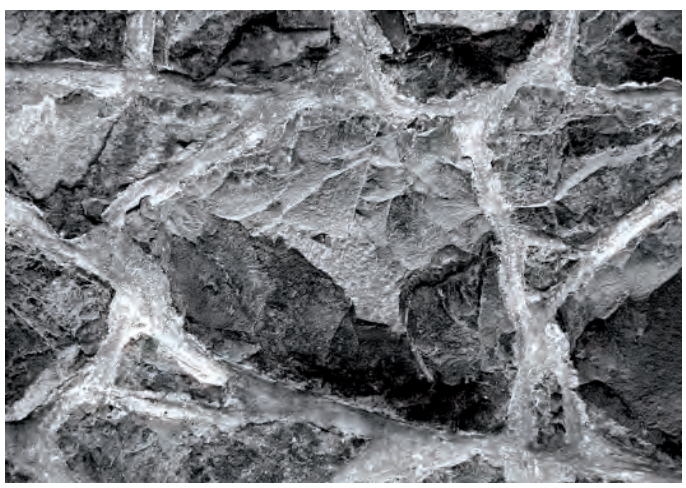
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
			01 Tag der Arbeit	02	03	04	18
05	06	07	08	09	10	11	19
12	13	14	15	16	17	18	20
19	20	21	22	23	24	25	21
26	27	28	29 Christi Himmelfahrt	30	31		22

Steinsäulen hinter der Kapelle auf Höchsten

Dem Wallfahrer und Wanderer nach Höchsten bietet sich hinter der Kapelle ein besonderes Naturschauspiel. Hier steht eine etwa sechs Meter hohe Felswand, die aus zahlreichen rund 30 cm dicken fast senkrecht stehenden, sechseckigen Steinsäulen gebildet wird. Es ist der einzige Platz im Saarland, an dem dies beobachtet werden kann.

Im Erdzeitalter des Perm, vor rund 300 Mio. Jahren, war die Kontinentalplatte entlang des heutigen Hunsrücksüdrandes gebrochen und ein Vorgang, den die Geologen als Grabenbruch bezeichnen, war im Gange. Das heißt nicht weniger, als dass an der Bruchstelle die beiden Kontinentalplatten sich voneinander entfernen, Magma nach oben in die Erdkruste eindringt und letztendlich an dieser Stelle ein neuer Ozean entstünde. Soweit kam es jedoch nicht. Doch die ersten Stadien eines Grabenbruches, in diesem speziellen Fall eines einseitigen Grabenbruches, lassen sich beobachten. In der Bruchzone sank das Land ab. Wir sprechen dabei nicht von wenigen Metern, sondern in diesem Falle von drei Kilometern im Laufe von Jahrhunderttausenden. In der Mittelachse der entstehenden Mulde drang Magma durch „Biegungs"-Risse nach oben. Zuerst waren es aufgeschmolzene Teile der Erdkruste, die an einzelnen Stellen bis zur Oberfläche drangen und dann in Form von explosiven Vulkanen auf sich aufmerksam machten und das Land unter dicken Ascheschichten versteckten. Teile der vulkanischen Aschen des Nohfelder Vulkans bedeckten auch z.B. den Schmelz-Limbacher Raum und gelangten 2011 bei einer Baumaßnahme als Deponiematerial in großen Mengen in den Steinbruch bei Höchsten. Es handelte sich um ein rund 10 m dickes, weißes Aschepaket.
In einer zweiten Phase drang Magma aus dem Erdmantel an die Oberfläche. Hierbei kam es in unserem Heimatraum oft zu sogenannten Intrusionen. Dabei drang das Magma in Grenzzonen zwischen vorhandenen Sedimentschichten ein und hob die darüberliegenden Schichten an.
Ein solcher Lagergang liegt im Raum zwischen Gresaubach, Steinbach und Überroth vor. Das Höchster Gestein ist deutlich dunkler und quarzärmer als der rosafarbene Nohfelder Rhyolit. Er wird aufgrund seiner chemischen Zusammensetzung zu den Andesiten gerechnet. Es handelt sich also nicht um Basaltsäulen. Sprechen wir im Falle des Aufschlusses hinter der Höchster Kapelle besser von einem Säulen-Andesit.
Entstanden waren die Säulen, als die aufgestiegenen Magmamassen unter der Oberfläche erstarrten. Die Masse kühlte recht schnell ab und verringerte dabei ihr Volumen so, dass parallele Risse senkrecht zur Oberfläche des Magmas entlang der Abkühlungsrichtung entstanden, die im Idealfall die sechseckigen Säulen entstehen ließen.

Eric Glansdorp



Die Kapelle auf Höchsten ist aus den Andesitsäulen erbaut. Sie liegen horizontal im Mauerwerk so dass die meist sechseckige Form gut erkennbar ist.

Hinter der Kapelle ist der Säulen-Andesit zu beobachten. Die fast senkrecht stehenden Säulen aus magmatischem Gestein entstanden bei der Abkühlung der unter der Erdoberfläche erstarrten Lava.

Literatur: H. Schneider, *Saarland. Sammlung geologischer Führer 84 (Stuttgart 1991) S. 205 u. Tab. 5.* A. Blaes, *Zur Schutzwürdigkeit geologischer Aufschlüsse im Landkreis Saarlouis, (unnpubl. Diplomarb. Saarbrücken 1991), Obj. 25.*

Ungewöhnlich farbenprächtige **Achate,** wie auf der Kalenderblattvorderseite zu sehen, wurden im grauen Andesitgestein in Höchsten gefunden. Geschliffen und poliert werden sie zum Blickfang jeder Mineraliensammlung. Die rötlichen Farben stammen von Eisenoxid-Einlagerungen in den Quarzkristallen. Die bandförmigen Farbschichten kennzeichnen den Achat, der aus wässerigen Lösungen (Grundwasser) heraus in Hohlräumen des magmatischen Gesteins entstand. Fotos Helmut Zenner

Foto: Thomas Rückher

Die Hunnenkupp
mit Graben und halb eingestürztem Wall

Juni 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
						01	22
02	03	04	05	06	07	08	23
09 Pfingstmontag	10	11	12	13	14	15	24
16	17	18	19 Fronleichnam	20	21	22	25
23	24	25	26	27	28	29	26
30							27

Die Wallanlage auf der „Hunnenkupp“

Über den Stammsitz der Lebacher Adelsfamilie von Hagen, der er sich etwa 500 m nordwestlich vom heutigen Ortsteil Hahn befand, und über das Schloss La Motte wurde verschiedentlich und zum Teil auch ausführlich berichtet. Wenn von den Lebacher Burgen die Rede ist, wird aber nur sehr selten auf eine weitere Befestigungsanlage eingegangen. Diese befindet sich in Luftlinie etwa 200 m nordwestlich des Schlosses La Motte.
Etwa 50 m oberhalb der Straße Lebach Primsweiler liegt eine Wallanlage, die auch heute nicht leicht zugänglich ist. Diese Befestigung wird nur teilweise von einem Ringwall umgeben, der in einer gekrümmten Form die nördliche und östliche Seite des Areals schützt. Nach Westen wird das Plateau durch einen steilen Geländeabschnitt von dem in dieser Richtung befindlichen Bereich getrennt, die südliche Seite, die steil zur Straße Lebach - Primsweiler abfällt, erforderte anscheinend ebenfalls keine eigene Befestigung. An seiner höchsten Stelle hat der Wall auch heute noch eine erkennbare Höhe von etwa 2 m, allerdings ist der Wall in östlicher Richtung abgeflacht. Vor dem Wall liegt noch erkennbar ein Graben als weiteres Befestigungselement, er ist heute noch etwa 1 m tief und etwa 3 m breit. Die gebogene Form der Befestigung ergibt einen ovalen Raum, der ein Plateau von etwa 50 m Länge und etwa 30 m an seiner breitesten Stelle umfasst. Heute ist dieser Bereich bewaldet, und von der Straße aus nicht als Wall erkennbar.

In Ermangelung von Quellenmaterial ist ein Name dieser Befestigungsanlage nicht bekannt. Ob sie überhaupt etwas mit den Hunnen zu tun hat, erscheint sehr fraglich: Zum einen gibt es keine Belege für das Auftreten der Hunnen im 5. Jahrhundert in unserer Gegend, zum anderen dürfte mit dem Wort Hunnen wohl eher die vage Erinnerung an eine Zeit verknüpft sein, über die man wenig Konkretes wusste. D.h., dass man mit diesem Namen eine ungenaue Zuordnung vornahm. In dem Buch „Burgen und Schlösser an der Saar“, herausgegeben von Joachim Conrad und Stefan Flesch, 1. Aufl. 1988, findet sich auf S. 283 f. ein Artikel von Wolfgang Seyler, in dem er diese Befestigung als „Hunnenburg“ beschreibt, den Namen aber „eher ... einem nicht weiter bekannten *Huno*“ zuordnet (a.a.O S. 283). Des Weiteren wird die Anlage als frühmittelalterliche Befestigung gedeutet, es wird auch die Existenz eines Turmes in der Mitte des Festungsbereiches angenommen (a.a.O. S. 284). Offenbar hat Seyler die Anlage einer sogenannten „Motte“ im Blick, wobei Palisaden auf einem Wall und ein einzelner Turm in der Mitte diese frühe Form der mittelalterlichen Burg kennzeichnen. Für diese Annahme könnte sprechen, dass sowohl die Palisaden als auch der Turm häufig in Holz ausgeführt waren, was das Fehlen von Mauerresten dieser Anlage erklären würde.
Gegen diese Annahme spricht die Tatsache, dass sich 250 m westlich der Siedlung Hahn eine als „Motte“ charakterisierte Burganlage, die Stammburg derer von Hagen, befunden hatte. Die Existenz von zwei Burganlagen in einer Distanz von nur einem Kilometer macht keinen Sinn.
So ist zu überlegen, ob die Wallanlage auf der Hunnenkupp nicht anders zu erklären ist. Es lässt sich der Bauform nach nämlich die Beobachtung machen, dass die Wallanlage einer keltischen Befestigung gleicht wie sie in unserer Region häufiger zu finden ist. Zudem war die Theelaue schon in vorrömischer, also keltischer Zeit, besiedelt. Da die Kelten als Kulturvolk ab dem Mittelalter weitgehend in Vergessenheit gerieten, wäre die Assoziation mit den diffusen Erinnerungen an die „Hunnen“ denkbar, d.h. man sah ein Bauwerk, das man mit keinem bekannten Erbauer in Verbindung bringen konnte, dem man aber so einen Ursprung und einen Namen zuordnen konnte.

Thomas Rückher

Foto: Landesdenkmalamt des Saarlandes

Die Erdhäuser im Bommersfeld

Juli 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
	01	02	03	04	05	06	27
07	08	09	10	11	12	13	28
14	15	16	17	18	19	20	29
21	22	23	24	25	26	27	30
28	29	30	31				31

Römische Villenanlage „Auf den Erdhäusern“

Erste Besiedlung im Raum Lebach

Philipp Schmitt (1805 – 1856) Pfarrer in Pachten, der nach seinem Studium in Trier und durch die Spuren des römischen Castells vor seiner Haustür als Sachkundiger durch Entdeckung von römischen Siedlungsplätzen im Kreis Saarlouis verdienstvoll tätig war, hat 1950 auf dem Weg zum ehemaligen Sitz der Ritter von Hagen gleich neben dem Wassergraben zur Schlossmühle im freien Feld zerkleinerte Sandsteine und gestrichene Ziegel mitten auf einem bestellten Acker vorgefunden. Er entdeckte damit wohl die Spuren der frühesten Besiedlung, die durch die Flurbezeichnung „Auf den Erdhäusern“ ausgewiesen ist und sich auf einer Niederterasse (220 m ü. NN.) über den Theelwiesen – dem heutigen Pferderennplatz – befand. Bei näherer Prüfung erkennt man, dass dieser Ort direkt am Theelübergang der Fernstrasse Trier – Wareswald (Tholey) – Metz liegt. Bestätigt wird dies durch Gaben an den Wassergott im inzwischen ausgewerteten Opferteich neben der Kläranlage.
Es dauerte über hundert Jahre bis die Fundstelle näher betrachtet werden konnte, und zwar 1989 – 1991 im Rahmen der Erschließung von Industriegelände durch die Stadt Lebach. In der Zwischenzeit hatten die Ackerarbeitung in der Flur „Bommersfeld“ immer wieder Tonscherben, Sandsteine und Kalk- und Ziegelreste hervorgebracht, die vielfach im Mühlgraben entsorgt wurden. Als sich der Landeskonservator beim Bauherrn meldete, stellte sich der Bürgermeister gegen eine Ausgrabung der Fundstelle, weil er eine Verzögerung der Maßnahme befürchtete. Zum Glück einigte man sich auf eine zügige Auswertung, die den Einblick in einen römischen Gutshof bot. Leiter der Maßnahme war Alexander Dompropst, der heute in Reden verantwortlich ist für die archäologische Landessammlung.

Zentrales Anwesen war das Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit weiten Räumen und Korridor. Dazu gehörte eine Badeanlage, die in den Wohnbereich integriert war und bei der Warmwasserbereitung für Heizluft sorgte. Ecktürme, Porticus und die Treppe zur Veranda gaben mit dem roten Ziegeldach und den Fensteröffnungen ein imposantes Gesamtbild ab. Ein Kellergeschoss in Richtung Mühlgraben bot sich als Frischhalteraum an. Die Anlage mit Wirtschaftsgebäude und Torhaus war von einer durchgehenden Schutzmauer umgeben. Der nahe Mischwald bot Futter für Schafe und Schweine.
Einen ganz besonderen Fund stellen die Überreste eines Wirtschaftsgebäudes mit 23 m Länge, 12 m Breite und 12 m Giebelhöhe außerhalb der Umfriedung dar. Hierbei handelte es sich um einen auf solidem Steinfundament und 100 x 30 cm großen Sockelsteinen errichteten Fachwerkbau, der mit handlichen Sandsteinen in Klinkermanier verblendet worden war. Auf den Längsseiten waren gegenüberliegende Tore (6 x 2,50 m) und vier schmale Fenster mit spitz zulaufenden Steinen im Bogen architektonisch gegliedert. Die Mauern kippten um 90°, blieben unversehrt und frei von Pflugschäden, weil in den Jahrhunderten vor dem Bau der Straße nach Primsweiler Schwemmsand vom benachbarten Hügel eine ausreichende Bodenschicht darüber bildete. 1980 konnte ich die Grundrisse nach der dunkleren Färbung in der Schneedecke abstecken und die Fundamentbreite von 75 cm messen. Peter Biesel wusste in diesem Zusammenhang zu berichten, dass sein Großvater beim Versuch einen Sockelstein zu heben, die Kette der Zugpferde gerissen war.
Die Fundstücke an Münzen, Scherben und rot-weiß-grünem Hausputz lassen keinen reichen Besitz vermuten, aber eine zeitliche Einordnung der Besiedlung auf die ersten drei Jahrhunderte nach Christus zu (Münzen von Antonius Pius bis Tetricus). Dies bestätigen auch die Grabbeigaben der etwa 200 Bewohner auf der Kult – und Grabungsstätte auf dem Lindenköpfchen, ca. 400 m oberhalb der Wohnstätte.

Klaus Altmeyer

Fundamente der Villa „ Auf den Erdhäusern“

Foto: Landesdenkmalamt d. Saarlandes

Römergrab Nr. 93 auf dem Lindenköpfchen
rechts: Barbotinebecher

August 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
				01	02	03	31
04	05	06	07	08	09	10	32
11	12	13	14	15 Mariä Himmelfahrt	16	17	33
18	19	20	21	22	23	24	34
25	26	27	28	29	30	31	35

Das römische Gräberfeld „Lindenköpfchen“ beim Schloss La Motte

Vor genau 90 Jahren, im Februar 1924, fanden die Eigentümer des ehemaligen Schlosses „La Motte“ in Lebach bei Feldarbeiten eine Graburne und mehrere zerbrochene Gefäße. Eigentümer waren damals die Eheleute Julius Schuh und Magdalena geb. Lejoly. Sie meldeten den Fund dem Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Saargebiet, der nach Besichtigung der Fundstelle zu dem Ergebnis kam, dass die Gegenstände aus gallo-römischen Gräbern stammten. Die Funde lagen auf einem kleinen Plateau der Flur 13 mit der Bezeichnung „Das Lindenköpfchen“. Bei dem Gelände handelt es sich um einen Bergvorsprung, der sich rechts der Straße von Lebach nach Primsweiler erstreckt und etwa 200 – 300 m nördlich des Hofgutes Schloss „La Motte“ liegt.

Im Frühjahr 1924 begann der Konservator mit den Ausgrabungen, die sich über mehrere Jahre hinzogen. Schon im ersten Jahr wurden auf einer Fläche von 30 x 40 Metern 64 Gräber aus frührömischer Zeit gefunden, ohne dass die Grenzen des Friedhofes festgestellt werden konnten. Ende September 1926 wurden die Ausgrabungen wieder aufgenommen und weitere 64 Gräber freigelegt. Erneute Ausgrabungen fanden 1928 statt, wobei sich nochmals 63 Gräber fanden. Nachdem man bis dahin auf rd. 180 Grabstellen gestoßen war, stellte man die archäologische Freilegung ein und hielt das Gräberfeld für vollständig erforscht.

Als im Frühjahr 1967, also rund 40 Jahre später, in der Nähe des ehemaligen Gräberfeldes die Sandgrube Backes angelegt wurde, stieß der Bagger auf Gräber, die bei den ersten Freilegungen übersehen worden waren. Die Meldung an das Landeskonservatoramt in Saarbrücken führte 1967 und 1968 zu erneuten Ausgrabungen. Weitere 31 Gräber wurden freigelegt und zahlreiche Gegenstände gefunden. Mit mehr als 200 Grabstellen ist das Gräberfeld neben dem in Pachten (570 Gräber) eines der größten römerzeitlichen Gräberfelder im Saarland. Es war, was man als sicher annehmen kann, die Begräbnisstätte der Bewohner der Villa „Erdhäuser“, einer Gemeinschaftssiedlung im Bereich des heutigen Industriegebietes „Bommersfeld“. Der Friedhof lag lediglich 500 m von der Siedlung entfernt. Zur römischen Zeit war es üblich, die verstorbenen Bürger auf ausgedehnten Gräberfeldern links und rechts der Ausfallstraßen zu bestatten. Man vermutet, dass etwa 350 m östlich des Gräberfeldes die Römerstraße von Trier nach Saarbrücken verlief, die bei Jabach die Theel überquerte.

Offensichtlich wurde die frührömische Bestattungsstätte beim Schloss „La Motte“ aufgegeben, als die Bewohner der Siedlung in der Nähe der Theel einen neuen Friedhof anlegten. Auf diese These deutet eine römische Kultstätte hin, die man bei dem Bau der Lebacher Kläranlage fand.

Der in fast allen Gräbern gefundene Leichenbrand und die zu Tage geförderten Grabbeigaben wie Teller, Amphoren, Töpfe, Krüge, Werkzeuge, Münzen, Waffen und Schmuck gaben insbesondere Aufschluss über das Totenritual. Die Auswertung der Grabungen lässt darauf schließen, dass die Belegung des Friedhofes im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt begann und bis in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christi Geburt fortgeführt wurde. Einige Gräber, in denen u.a. Waffen wie Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schildbuckel und auch Fibeln (Spangen oder Nadeln aus Metall zum Zusammenstecken von Kleidung) gefunden wurden, datieren aus der Spätlatènezeit (190 vor Christi Geburt bis zur Zeit um Christi Geburt).

Die keramischen Grabbeigaben mit rd. 1000 Gefäßen (darunter das feine römische Tafelgeschirr Terra Sigillata) und auch die beigegebenen Waffen, Metallgeräte und Fibeln waren sehr reichhaltig, wobei jedes Grab im Schnitt 4 – 6 Gefäße enthielt.

Im Gräberfeld konnten nur Brandgräber festgestellt werden. Das Verbrennen der Leichen erfolgte an drei Plätzen. Davon hatten zwei eine rechteckige oder fast rechteckige Form, während der dritte ganz unregelmäßig war. Die Verbrennungsstellen lagen jeweils am Rande des Gräberfeldes. Bei einigen wenigen Gräbern, die man ohne Leichenbrand fand, handelte es sich vermutlich um Kenotaphe (leeres Grab zur Erinnerung an einen Toten, der an anderer Stelle bestattet wurde) oder um Kindergräber, deren Skelette nicht mehr nachweisbar waren. Für Körperbestattungen von Erwachsenen fanden sich keine Nachweise. Die freigelegten Brandgräber waren entweder als Urnengräber, Grabstellen mit Leichenbrandhäufchen, Brandschüttungsgräber oder als Brandgrubengräber angelegt.

In den Urnengräbern wurde der Leichenbrand in einem Ton- oder Steinbehältnis abgelegt. Während die Tonurnen aus Amphoren, Töpfen, Schüsseln, Bechern, Flaschen, Krügen und Doppelhenkelkrügen bestanden wurden als steinerne Behältnisse Steinkisten oder Steingefäße verwandt.

Rund 80 der freigelegten Gräber enthielten Leichenbrandhäufchen. Sie wiesen kein Behältnis mit Leichenbrand aus. Dieser wurde vielmehr zwischen den keramischen Grabbeigaben verstreut.

Brandschüttungsgräber fand man nur in geringer Zahl. In ihnen lag der Leichenbrand über und neben den Gefäßen. Bei dieser Bestattungsform verbrannte man sowohl die Leichen als auch die Beigaben über den Gräbern. Die Beigaben waren stark verzogen und unvollständig in das Grab gelangt. Teilweise haftete ihnen Holzkohle an. Die Bestattungsart und die zahlreich beigegebenen Metall- und Keramikgegenstände lassen darauf schließen, dass man in Brandschüttungsgräbern Angehörige einer wohlhabenden Schicht beigesetzt hatte.

Einige Gräber wurden als Brandgrubengräber identifiziert. Das sind Grabstellen, die an einem Ort angelegt wurden, der zuvor als Verbrennungsstätte diente. So lag ein Grab in Branderde mit einem Ausmaß von 1,00 m x 1,00 Meter. In einem anderen Grab fand sich Branderde mit einer Grundfläche von 0,40 x 0,40 Meter und einer Dicke von 0,40 Meter. Allerdings enthielt keines dieser Gräber Leichenbrand. Die Brandgrubengräber stattete man darüber hinaus nur sehr spärlich mit Beigaben aus.

Eine Besonderheit des römischen Gräberfeldes „La Motte“ stellt der innerhalb des Gräberfeldes angelegte Grabgarten dar, ein Sonderfriedhof mit mehreren Gräbern. Diesen hatte man bereits bei den Ausgrabungen 1924 – 1928 entdeckt und 1968 erneut freigelegt. Der Grabgarten wurde als Viereck in den Maßen 8,95 x 8,75 x 9,35 x 9,25 Meter angelegt. Seine Fundamente blieben vollständig erhalten. Das Zentralgrab in der Mitte des Raumes enthielt eine völlig von Branderde umgebene Steinkiste. In dem ummauerten Bereich befanden sich darüber hinaus drei Verbrennungsplätze, die bedeutend kleiner waren als die drei des großen Gräberfeldes. Man vermutet, dass der Grabgarten einer einzigen Familie als Bestattungsplatz diente und der Erbauer in der Steinkiste beigesetzt wurde. In den anderen Gräbern innerhalb des ummauerten Bereichs sind womöglich seine Gemahlin und seine Kinder oder auch nahe Verwandte bestattet worden. Der Grabgarten als Sonderfriedhof deutet darauf hin, dass die hier Bestatteten einen besonderen sozialen Rang inne hatten, der sie aus der Gemeinschaft des Siedlungsortes hervorhob.

Das gallo-römische Gräberfeld „La Motte“ ist ein einzigartiges Zeugnis dafür, dass schon in keltischer und gallo-römischer Zeit Menschen in Lebach siedelten, die ihre Toten in einem eigenen Bezirk nach rituellen Formen beigesetzt haben.

Benno Müller

Quellen:

1. Berichte II 1927, III 1929 und IV 1931 des Konservators der geschichtlichen Denkmäler im Saargebiet.
2. Das Gräberfeld „Die Motte“ bei Lebach von Gudrun Gerlach, Text und Katalog, Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn 1976, 1986.
3. Andrei Miron und Auguste Schäfer: „verborgen/entdeckt“, ein Streifzug durch die Vor- und Frühgeschichte des Saarlandes, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz, Saarbrücken, 1993.

Die Unterlagen zu 1. und 2. wurden dankenswerterweise von Herrn Egon Groß zur Verfügung gestellt.

Foto: Dr. Franz-Josef Schumacher, Museum für Vor- und Frühgeschichte, Saarbrücken

Tonkanne aus dem Opferteich in Lebach

September 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
01	02	03	04	05	06	07	36
08	09	10	11	12	13	14	37
15	16	17	18	19	20	21	38
22	23	24	25	26	27	28	39
29	30						40

Der Lebacher Opferteich

Im Frühjahr 1958 begannen die Arbeiten zum Bau der Lebacher Abwasserkläranlage. Das Baugelände lag in der Flur 12 „Im Untersten Ecken“, etwa 120 Meter nördlich der Theel im heutigen Gewerbegebiet Heeresstraße. Als die Baugrube für eines der Becken ausgehoben wurde, stieß der Bagger in etwa drei Meter Tiefe auf eine Schicht, in die römerzeitliche Tongefäße und Tongefäßscherben eingelagert waren. Der Fund wurde erst nach Abschluss der Ausschachtungsarbeiten dem Staatlichen Konservatoramt gemeldet. Dieses fand an der Fundstelle nur noch einen Rest der Gefäßschicht vor. Bei den Funden handelte es sich überwiegend um Krüge. Nur etwa 10 Prozent der Scherben rührte von Schüsseln, Töpfen, Bechern und Tellern. Es war zu beobachten, dass die Scherben der zerbrochenen Gefäße jeweils beieinander lagen und nicht als Scherbenschutt in das Wasser eines Altarms der Theel gelangt waren. Ebenso war zu erkennen, dass das Geschirr an dieser Stelle über einen längeren Zeitraum nach und nach versenkt worden war.
Die ganz unten gefundenen Krüge gehörten nach ihrer Form in die Mitte des 2. Jahrhunderts und waren um 150 n. Chr. ins Wasser gelangt. Dies bestätigt auch eine in dieser Schicht gefundene fast prägefrische Münze des Kaisers Antonius Pius. Der Gefäßstapel wuchs allmählich und endete in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Zu dieser Zeit, in den Jahren 275 – 276, wurde die gallische Provinz Belgica, zu der auch das Saarland gehörte, von Germanen gebrandschatzt.
Ein großer Teil der in der Baugrube noch vorgefundenen Keramik konnte gerettet werden. Allerdings war eine Untersuchung der gesamten Scherbenschicht nicht möglich, da sie wegen der Bauarbeiten weitgehend unzugänglich war. In geringer Entfernung zur Keramikschicht fand man bei weiteren Baggerarbeiten in nur 80 cm Tiefe noch andere Tongefäße. Diese waren nach ihrer Anordnung als Grabbeigaben von insgesamt vier Gräbern zu erkennen. Die Gräber datieren in den gleichen Zeitraum, der für die Keramikschicht festgestellt wurde.
Weshalb das Tongeschirr im Wasser abgelegt wurde, bleibt unklar. Es handelte sich nicht um Siedlungsabfall, da in der Fundschicht Speisereste, Knochen, Mörtel, Ziegel, Brandschutt und ähnliches fehlen. Gegen Töpfereischutt spricht die Vielfalt der Gefäßtypen und der unterschiedlichen Herstellungstechniken. Auch sind keine Fehlbrände ins Wasser gelangt. Daher vermutete der damalige Leiter des Staatlichen Konservatoramtes des Saarlandes, Prof. Alfons Kolling, einen kultischen Hintergrund. In Lebach spricht man aus diesem Grund von der Fundstelle als dem Opferteich.
Nach heutiger Auffassung ist der kultische Zusammenhang aus mehreren Gründen fragwürdig. Es gibt im gesamten galloromanischen Bereich keine vergleichbare Fundstätte. Auch fehlen die Baureste eines Tempels in der unmittelbaren Nachbarschaft. Daneben weisen alle aufgefundenen Töpferwaren Beschädigungen auf. Es kann daher nicht ausgeschlossen werden, dass beispielsweise auf der Straße vorbeikommende Fuhrleute kurz vor oder kurz nach der erst 1989 in der Flur „Auf Erdhäuser“ aufgefundenen Pferdewechselstation ihre unbrauchbar gewordenen Trinkgefäße im Altarm der Theel entsorgt haben.
In den Tongefäßen hatten sich über die Jahrhunderte im Schlamm Pollen und Pflanzensamen erhalten. Deren Untersuchung und Bestimmung erbrachte wesentliche Erkenntnisse zum Aussehen und dem Pflanzenbewuchs der Lebacher Talaue. Das heutige Bild der Landschaft hat sich demnach seit dem 2. und 3. Jahrhundert kaum geändert. Allerdings waren die heutigen Wiesen an der Theel damals fast geschlossen mit Erlenwald bestanden. Die Abhänge zu beiden Seiten des Flusses waren bewaldet, überwiegend mit Eichen und in geringerem Umfang mit Weiß- und Rotbuchen sowie mit Linden und Kiefern. Während des Zustandekommens der Fundschicht ging der Eichenmischwald an den Hängen zurück und wurde nach und nach durch Weißbuchen ersetzt. Die Ursache ist in einem vermehrten Nutzholzeinhieb zu sehen. Erst in der obersten Schicht fand sich ein starkes Anwachsen der Getreidepollen, was auf einen intensiveren Ackerbau hindeutet. Diese Schicht war aber mangels eindeutiger archäologischer Funde nicht datierbar.
Noch einmal kam der so genannte Opferteich ins Gespräch, als man im Herbst 1981 bei Baggerarbeiten in der Nähe der alten Fundstätte wieder auf gallorömische Tonkrüge und Scherben stieß. Auch von Amphoren war die Rede, die sich jedoch trotz Einschaltung der Polizei nicht mehr auffinden ließen.
Bei den Keramikfunden von 1958 handelte es sich durchweg um einfaches Gebrauchsgeschirr. Schönstes Stück ist die abgebildete mattgrau und glänzendschwarz gebänderte und rädchenverzierte Tonkanne. Das etwa 26 cm hohe Gefäß ist nach dem Vorbild einer Bronzekanne gearbeitet. Das kann man besonders am Henkel, am rudimentär erhaltenen Deckelscharnier und am halbröhrenförmigen Ausguss erkennen. Die Kanne befand sich in der ältesten Lagerschicht. Heute gehört sie wie die anderen Funde aus dem Altarm der Theel zur Sammlung des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Saarbrücken.

Klaus Feld

Quellen: F. Firtion, A. Kolling, K. Schröder. Die Talaueablagerungen der Theel bei Lebach und ihre Bedeutung zur jüngeren Waldgeschichte und zur Archäologie des Saarlandes. Saarbrücken 1961.
Kolling Alfons. Eine Gräberstätte mit Votivkeramik in Lebach, Kr. Saarlouis. In: Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Jahrgang 39. Berlin 1961. S. 472 – 474.
Schlamm eines gallorömischen Opferteiches konservierte Funde. Saarbrücker Zeitung vom 18. März 1982
Auskunft Prof. Dr. Wolfgang Adler, Landesdenkmalamt Saarland

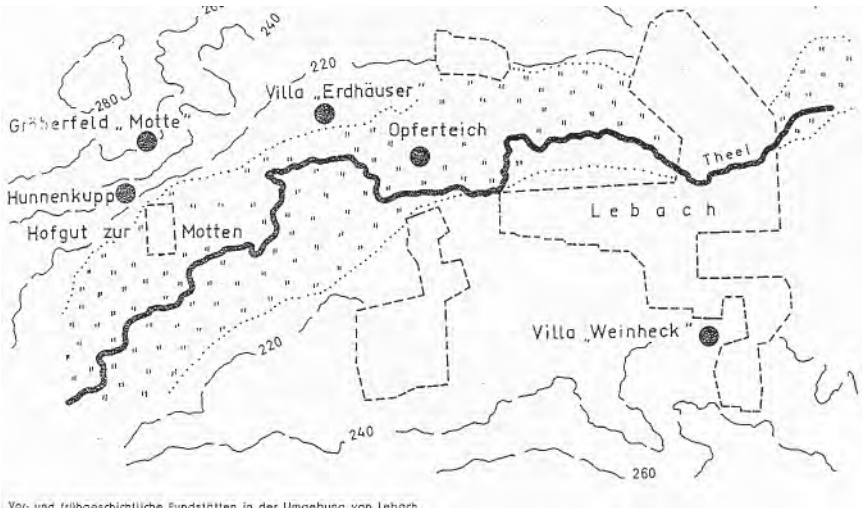
Foto: Landesdenkmalamt des Saarlandes

Bilderfries aus der Villa Weinheck

Oktober 2014

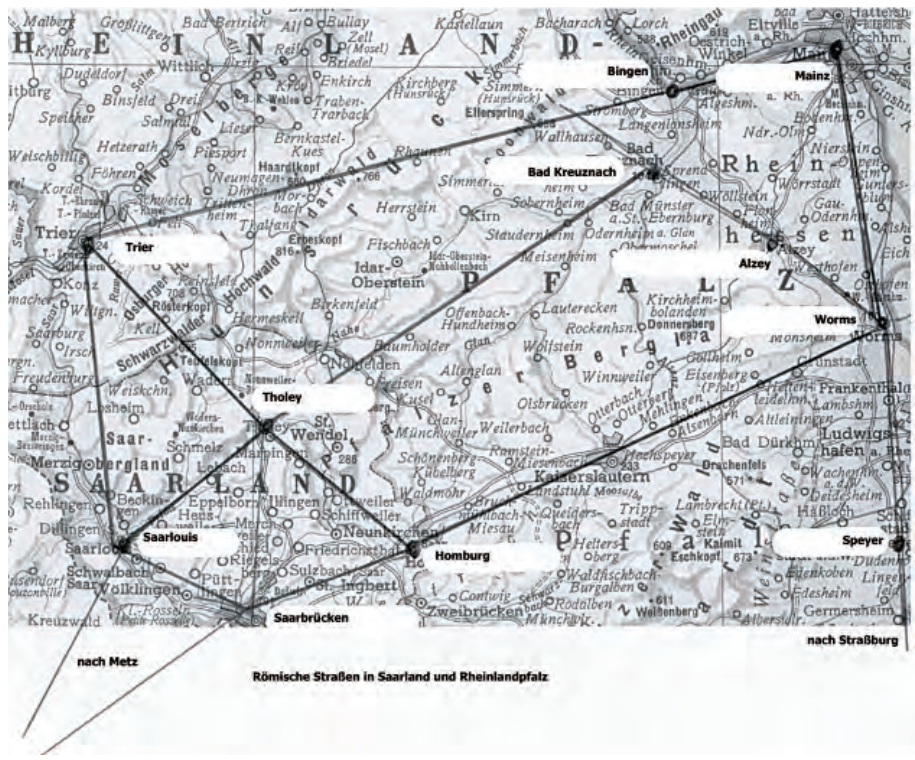
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
		01	02	03 Tag der dt. Einheit	04	05	40
06	07	08	09	10	11	12	41
13	14	15	16	17	18	19	42
20	21	22	23	24	25	26	43
27	28	29	30	31			44

Villa „Weinheck“



Vor- und frühgeschichtliche Fundstätten in der Umgebung von Lebach

Im Heft „Saarheimat“ 1968 (Heft Nr. 12, Seite 28-33) veröffentlichte Alfons Kolling als Landeskonservator, einen Übersichtsplan über römische Funde und Fundstätten bei Lebach. Er unterscheidet dabei zwei voneinander unabhängige Besiedlungseinheiten, deren Zentrum jeweils ein Gutsbetrieb war. Der eine lag im Theelbachbecken nördlich des Baches, der andere südlich davon. Wie kam es dazu? Die große Zäsur in unserer Vor- und Frühgeschichte kam erst im letzten vorchristlichen Jahrhundert mit den Römern. Mitte des Jahrhunderts eroberte Julius Caesar Gallien (das heutige Frankreich). Die Treverer leisteten Gegenwehr; ihr Widerstandszentrum lag um den sogenannten Hunnenring (Keltenring) herum. Es war ein langer Prozess gegenseitiger Durchdringung bis unsere Gegend von der „Pax romana“ befriedet und geprägt war. Der Ausbau eines römischen Fernstraßennetzes, das ganz auf Trier ausgerichtet war, bestimmte die Infrastruktur der Römer und führte endlich dazu, dass dort eine Residenz des römischen Reiches entstand. Innerhalb dieses Straßenrasters entstanden Einzel- und Gruppensiedlungen (Villae et vici) reicher römischer Landbesitzer. So fand Lebach seine Einbindung in unsere römische Vergangenheit. Zentrum der südlichen Siedlung war die „Villa Weinheck“ deren Lage etwa mit dem Eingangsbereich der heutigen Fallschirmjäger-Kaserne zusammenfällt. Dass die Villa Weinheck überhaupt entdeckt wurde, verdanken wir dem Kasernenbau, der 1938 begann. Bei vorangehenden Bodenuntersuchungen, die auch über die Grundwasserverhältnisse im Baufeld Auskunft geben sollten, stieß man auf Mauern zwischen deren Schutt eine Menge landwirtschaftliches Gerät lag. Pläne, die davon angelegt wurden, sind alle im Krieg, der ein Jahr später begann, leider verbrannt. Die Funde jedoch, die sorgfältig aufbereitet wurden, sind im Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte zu sehen. Der Fund erregte seinerzeit Aufsehen und verzögerte den Kasernenbau in der vorderen Dillinger Straße. Der damalige Landeskonservator Dr. Keller veranlasste umfangreiche Ausgrabungen, die über drei Monate dauerten (Februar bis Mai 1938). Die Bevölkerung nahm regen Anteil. Der damalige Bürgermeister Arweiler bemühte sich darum, im erklärten Militärgelände dennoch Besichtigungszeiten für die Bevölkerung durchzusetzen. Am 14.4. erschien eine Bekanntmachung folgenden Inhalts: „ Es ist mir gelungen die Genehmigung zu erhalten, dass am Karfreitag, sowie Ostersonntag die ausgegrabene römische Siedlung im Distrikt Weinheck von der Bevölkerung der Gemeinde Lebach besichtigt werden kann. Diese Genehmigung ist aber nur unter der Bedingung erteilt worden, dass keine Zerstörung vorkommt, nicht fotografiert wird und den Anweisungen der Aufsichtspersonen Folge zu leisten ist. Die Besichtigungszeiten sind von 10-19 Uhr“ Insbesondere die Einschränkung, dass nicht fotografiert werden durfte, führte dazu, dass sicher eindrucksvolle Bilder uns nicht zur Verfügung stehen. Allein mündlichen Überlieferungen von Besuchern und Beteiligten, die mehr als 30 Jahre später angeregt wurden, verdanken wir nähere Auskünfte über die Funde. Hier einige Berichte: „ Der große zentrale Raum war mit einem offenen Herd ausgestattet. Die Wände waren verputzt und bemalt.“ Auch der in Niedersaubach wohnende Losheimer Pastor Nikolaus Groß, Heimatforscher und Experte für archäologische Forschung„ hat über seine Eindrücke berichtet: „Ich schätze nach meinem Gedächtnis einen Grundriss von 20 x 12 bis ca. 15 m. Die Villa erwies sich als brandzerstört.“ Oder: „ Der Raum war beheizt (Hypokaustum = Warmluftheizung mit von unten aufsteigender Luft). Hier war das Mauerwerk mit ca. 1,60 m noch außerordentlich hoch. Es zeigte einen leuchtend roten mit gelben Streifen verzierten Verputz. Der abgeknickte Korridorteil besaß eine orangegelbe Fußleiste.“ Anlieger aus der Saarlouiser Straße, die wohl öfter und auch außerhalb der Besichtigungszeiten die Ausgrabungen verfolgt haben, berichten noch über viele Details, die sich aber nur schwer zu einem Gesamtbild zusammenfügen lassen. Ich selbst war als 6jähriger dort und erinnere mich an viel höher stehende Wände, einen engen hohen Flur (höher als 1,60 m) und vornehmlich an die Farbe Blau, die überall vorherrschte. Für die Datierung der Villa haben Experten des Landeskonservatoramtes die Keramik, die gefunden wurde, herangezogen. Sie beginnt im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts nach Christus und endet in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts. In einer allgemein gehaltenen Beschreibung heißt es unter dem 17. Mai 1938: „Es ist eine Siedlungsstätte eines reichen römischen Kaufmannes, die in ihren Grundmauern, damaligen Heizungsanlagen, Badeeinrichtungen usw. noch sehr gut erhalten ist.“



Römische Straßen in Saarland und Rheinlandpfalz

Leider hat der bald ausbrechende Krieg und der dringende Ausbau der Kasernen eine Erhaltung der Fundstätten unmöglich gemacht und eine zeitnahe wissenschaftliche Bearbeitung vereitelt.

Albert Wagner

Quellen: Saarheimat 1968 Heft 12 „Römische Villen im Saarland“ von Hermann Maisant

Fotos: Egon Gross

Funde in den römischen Gräbern auf Lindschesdell

November 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
					01 Allerheiligen	02	44
03	04	05	06	07	08	09	45
10	11	12	13	14	15	16 Volkstrauertag	46
17	18	19 Buß und Bettag	20	21	22	23 Totensonntag	47
24	25	26	27	28	29	30	48

Der römische Friedhof auf dem Gewann „Lindchesdell“ in Lebach.

Meine abendlichen Exkursionen zum Suchen nach fossilen (versteinerten) Hölzern führten mich im September 1976 in die obere Saarlouiser Straße auf das Gewann „Lindchesdell“. Dort wurde ein Neubaugebiet, die heutige Obere-Galgenheckstraße, erschlossen. Zum Ausbaggern der Baustellen war der Baggerbetrieb Alfons Dörr aus Landsweiler beauftragt worden. Alfons Dörr war an diesem Abend noch beim Ausbaggern einer Baugrube. Der Baugrund setzte sich zusammen aus einer oberen Kiesschicht und darunter liegendem losen Hoxberg-Konglomerat, und es bestand die Möglichkeit, in der Geröllschicht versteinerte Holzstücke zu finden. Ich fragte Alfons Dörr, ob er schon beim Ausbaggern etwas größere Steinbrocken entdeckt habe. Er sagte mir, dass in der übernächsten Baugrube solch größere Steine liegen würden. Beim Nachsehen waren das aber keine versteinerten Hölzer sondern grobe unbehauene Sandsteine, die normalerweise nicht in Kiesböden vorkommen. Es fiel mir aber auf, dass einige Sandsteine auf einer Seite schwarz und mattglänzend waren. Beim weiteren Untersuchen des Baugrundes fand ich dünne, gelbrötliche Tonscherben, Tongefäßböden und einige Tongefäßhenkel. Jetzt wurde mir klar, dass hier ein römischer Begräbnisplatz und nach dem Entdecken dieser einseitig schwarz eingefärbten Sandsteine auch eine Leichenverbrennungsstelle gewesen sein muss.

Ich informierte umgehend Klaus Altmeyer, der nach gemeinsamer Begehung des Baugeländes der gleichen Meinung war. Um die Baggerarbeiten nicht zu gefährden wartete er ab und meldete dann den Fund dem saarländischen Landeskonservatoramt. Zum vereinbarten Termin kam der Landeskonservator Herr Kolling persönlich mit seinem Assistenten Herrn Lauer. Sie untersuchten das Gelände mit einem Suchgerät und bestätigten ebenfalls unsere Vermutung.

Der Landeskonservator nahm mit dem damaligen Bürgermeister der Stadt Lebach, Herrn Peter Schmitt, Kontakt auf und bat darum, auf diesem Gelände wegen der bevorstehenden Bauarbeiten eine Notgrabung durchführen zu können. Der Bürgermeister war einverstanden und stellte zwei städtische Bauhofmitarbeiter für die Erdarbeiten zur Verfügung.

Anfang Oktober 1978 begannen die Ausgrabungsarbeiten unter der Leitung des Konservator-Assistenten Hans Albert Lauer. Dieser ließ auf dem vorher untersuchten Gelände zunächst einige Suchgräben anlegen. Schon bald stießen die Bauhofmitarbeiter auf die ersten Tonscherben, da die tönernen Grabgefäße sowie die dazugehörenden Beigabengefäße teilweise nur unmittelbar unter der spatentiefen Mutterbodenschicht eingegraben waren. Anschließend übernahm Herr Lauer die weiteren aufwändigen Freilegungsarbeiten der gefundenen Tongefäße mit entsprechenden Werkzeugen (Spachtel, Schaber, Pinsel etc.).

Bis Mitte November wurden über 10 Grabgelege freigelegt. Sie wurden sorgfältig vermessen und fotografiert. Zu jedem Grabgelege gehörte ein größeres Tongefäß mit der Leichenbrandasche. Ringsum standen weitere Tongefäße, Tonschüsseln und kleine Tonkrüge mit Speisen und Trank, die dem Toten für seine Reise ins Jenseits mitgegeben wurden.

Nach Bergung sämtlicher Grabgelege wurden die Grabungen Ende November wegen schlechten Wetters eingestellt. Sie sollten im nächsten Frühjahr (1979) auf dem anschließenden eingezäunten Gelände fortgesetzt werden, das für einen geplanten Gebäudekomplex der Bundeswehr-Standortverwaltung vorgesehen war. Im Januar 1979, der sehr regenreich war, begann dann die Bundeswehr mit schweren Hatra-Radladerfahrzeugen den Mutterboden für die geplanten Gebäude abzutragen. Dabei durchwühlten diese schweren Maschinen mit ihrer übergroßen Bereifung das gesamte Gelände knietief und zerstörten dadurch den restlichen Teil des römischen Friedhofes.

Dieser Bestattungsplatz gehörte zu der römischen Besiedelung der Villa Weinheck aus dem 1. bis 4. Jahrhundert nach Christus, die 1938 beim Bau der Graf Haeseler Kaserne in der Dillinger Straße entdeckt worden war.

Egon Gross

Doris Gross und Sohn Klaus beim Grabungsteam auf Lindschesdell

Foto: Eric Glansdorp

Olivenölamphore

Fundort: Römische Villa „Hambach“ bei Gresaubach 1997

Dezember 2014

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Woche
01	02	03	04	05	06 Nikolaus	07	49
08	09	10	11	12	13	14	50
15	16	17	18	19	20	21	51
22	23	24 Heiligabend	25 Weihnachtsfeiertage	26	27	28	52
29	30	31 Silvester					1

Die antike Siedlungsstelle „Hambacher Keller“ bei Gresaubach

Zwischen den Orten Lebach-Gresaubach, Schmelz-Limbach, Tholey-Neipel und Lebach-Steinbach liegt eine römerzeitliche Siedlungsstelle, die seit Generationen immer wieder neue Fundstücke liefert. In der ersten Hälfte des 20. Jh. war der Spruch „Gefunden in der Hambach“ ein geflügeltes Wort im Schulunterricht und eine allseits willkommene Ablenkung vom Unterrichtsstoff. Auch die Flurbezeichnungen „Beim Kalkofen“, „Hambach unterm Keller“, „Hambach überm Keller“ und „Beim Heidenhübel“ geben Hinweis auf vorgeschichtliche Spuren in der nordöstlichen Ecke der Gresaubacher Gemarkung.

Zuletzt wurde im Jahre 1923 von Privatpersonen eine Schürfung im Bereich der römerzeitlichen Gebäudereste unternommen - wohlgemerkt ohne Genehmigung, so dass die unvermeidliche Anzeige sogar einen Zeitungsartikel im Trierischen Volksfreund vom 20.3.1923 Wert war. Damals wurde ein Kellerraum mit einem „Fenster mit Halbbogen“ und Ringen zum Anbinden des Viehs entdeckt. Bis in jüngste Zeit wird die Fundstelle von Schatzsuchern heimgesucht. Sei es das illegale Suchen mit Metalldetektoren oder das strafbare Freigraben von antiken Mauern. Die einzigen archäologischen Untersuchungen fanden zwischen 1995 und 1998 im benachbarten Gräberfeld statt und belegten ein aufwändiges Totenritual der Bewohner der Hambach im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr.

Die vermutlich in Form einer Villa rustica erbaute Anlage mit einem ziegelgedeckten „Herrenhaus“, Gesindehäusern, Stallungen, Scheunen und kleinen Werkstätten war in der Regel von einer Mauer umgeben. Von ihr aus wurde das umliegende Land bestellt. Ein Quellbereich befand sich innerhalb der Mauern. Die ganze Anlage lag einige hundert Meter von der Hauptstraße entfernt. Diese führte von Bettingen (Gesaubacher Weg) kommend durch das Tal des Birrbach (unweit der Teermischanlage) am Bildstöckchen vorbei auf Steinacker hin dann ansteigend nördlich der römischen Villa ins heutige Truppenübungsgelände und weiter Richtung Steinbach.

Unter den zahlreichen Lesefunden (Beispielfund s.u.) finden sich auch Objekte, die in keltische Zeit datiert werden können, so dass die Hofanlage vermutlich bereits in spätkeltischer Zeit bestand. Die Grabungen im Gräberfeld, das an der Hauptstraße nördlich der Villa lag und durch einen mächtigen römerzeitlichen Grabhügel markiert wurde (gegraben 1829), ergaben erste handfeste Ergebnisse zu den Einwohnern der Villenanlage. Untersucht wurden mehrere sogenannte Aschengruben, die als „Entsorgungsplatz“ eines Scheiterhaufens interpretiert werden können. Sie entstanden, nach dem Abbrennen des Scheiterhaufens, auf dem sich zahlreiche Beigaben (Mobiliar, Speisen, Getränke, die Tracht der Toten) befanden. Der Platz wurde vermutlich von den Verwandten gereinigt und die verbrannten Knochen der Verstorbenen aus der Asche herausgesucht und zusammen mit ausgewählten Beigaben mit einer Urne ins Grab gegeben. Der Rest des Scheiterhaufens kam in eine Aschengrube. Deren Inhalt erzählt im Falle der 1995 ausgegrabenen Aschengrube in der Flur „Heidenhäuschen“, dass die um 130 n. Chr. Verstorbenen eine mediterrane Lebensart pflegten. Man verwendete Olivenöl aus Südspanien (als Transportbehälter diente die Amphore auf der Kalenderblattvorderseite) und nutzte für den Leichenschmaus ein umfangreiches Tisch- und Waschservice. Man gehörte zu den Familien, die seit den 70er Jahren des 1. Jahrhunderts in der aufblühenden, römischen Provinz zu Wohlstand kamen. Die Erforschung dieses Siedlungsplatzes steht jedoch noch ganz an ihrem Anfang.

Eric Glansdorp

Kleine Gewandspange (Fibel) in Form einer Widders,
die im Bereich der Siedlungsstelle Hambach 2008 entdeckt wurde. Foto Reiner Schmitt.

Die Ölivenölamphore auf der Kalenderblattvorderseite: Die in einer Aschengrube neben der Villenanlage „Hambach“ gefundene Ölivenölamphore stammt aus Andalusien, dem kleinen heutigen Ort Brenes am Guadalquivir gelegen. Ein Stempel im Henkelbereich [PORTPAH] kennzeichnet sie als Produkt einer Großtöpferei, die neben einer Olivenplantage des Kaisers Hadrian gelegen, die geeigneten Transportbehälter für Oliven und Olivenöl produzierte. Die Produkte wurden über den Fluss ins Mittelmeer und über die Rhône flussaufwärts, schließlich über die Straßen über Land transportiert. Eine der Amphoren fand in der Villa Hambach bei Gresaubach ihren Bestimmungsort. Sie ist heute restauriert im Heimatmuseum Neipel zu besichtigen.

Literatur: E. u. E. Glansdorp, Die römerzeitliche Siedlungskammer „Heidenhübel/Hambach“ zwischen Schmelz-Limbach und Lebach-Gresaubach. E.. u. E. Glansdorp (Hrsg.) Vor.- und frühgeschichtliche Spuren im mittleren Primstal. Archäologische Ausstellungen im Heimatmuseum Neipel von 1997 bis 2012 (Tholey 2013) 465-503. H. Maisant, Der Kreis Saarlouis in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Saarbrücker Beitr. Vor- u. Frühgesch. 9 (Bonn 1971) 152-154. Ph. Schmitt, Der Kreis Saarlouis und seine nächste Umgebung unter den Römern und Celten (Trier 1850) 20-21.